



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ramsloh, Julius von: Haarrauch

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Haarrauch

Von Julius von Ramsloh



rühling ringsum, so ein echter, rechter Frühling, wie ihn die Dichter besingen. Blauer Himmel, goldiger Sonnenschein, duftende Blüten, buntfarbige Schmetterlinge, summende Bienen und Hummeln, zwitschernde Vogelstimmen. So wohlrig warm ist es da draußen, und die erquickende, köstliche Luft lockt mit unwiderstehlicher Gewalt ins Freie. „Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus.“ Das Herz empfindet den ganzen Zauber der Frühlingspracht, die bläuliche, durchsonnte Luft reizt mild und angenehm, lind und stärkend alle Sinne und erfüllt mit süßem Wohlbehagen. Doch nicht lange soll die Freude währen. Am fernen Himmelsrande wird die Luft so eigentümlich getrübt, höher und höher steigt ein dichter, schmutzig-grauer Nebel. Das lachende Blau des Himmels wird allmählich verhüllt, vergeblich trachtet die Sonne, mit ihrem trüben, rötlichen Lichte den Dunstkreis zu durchdringen. Vorbei ist jetzt der reizende Tag, verschwunden das herrliche, sonnige Wetter mit seinem leuchtenden Himmel, verpestet die frische, würzige Frühlingsluft durch einen häßlichen, penetranten Rauch: „Es ist Haarrauch,“ sagen die Leute.

Was ist der Haarrauch, wie entsteht er?

Bekanntlich ziehn sich in der Gegend von Rheine bis Papenburg, in Ostfriesland, dem angrenzenden holländischen Westfriesland, im Bremischen, im Oldenburgischen weit ausgedehnte Flächen Moores hin, das für die dortige Bevölkerung von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist, da es nicht bloß einen billigen Brennstoff, den Torf, liefert, sondern zugleich auch einen höchst anbaufähigen Boden darbietet, namentlich seitdem durch Kanalbauten eine Entwässerung des Moores möglich geworden ist. Durch Abzugsgräben wird eine Moorfläche gewöhnlich in je fünf Schritt breite und je hundert Schritt lange Einzelflächen geteilt, die man Äcker nennt. In den Monaten Februar, März und April werden die mit Heidekraut und andern Pflanzenarten bewachsenen Äcker mit einer großen, unten spitz zulaufenden Hacke oder mit einem vierzinkigen Instrumente, dem Krabber, umgehackt, wobei der Arbeiter auf dem umgehackten Lande immer vorwärts schreitet; daß dieses Umhacken eine schwere Arbeit ist und einen starken Mann erfordert, braucht wohl kaum versichert zu werden. Darauf läßt man das so bearbeitete Land einige Zeit zum Abtrocknen liegen. Wenn Wind und Sonne dieses Geschäft besorgt haben, wird zum



Moorbrennen geschritten. Man füllt zu diesem Zwecke eiserne Pfannen mit trockenem, zerstückeltem Moor, zündet das an und läßt dann, indem man unter Beachtung der Windrichtung die Äcker entlang geht, hier und da glühende Kohlen fallen. Ist der Wind nur einigermaßen günstig, so läuft das Feuer von selbst über den Acker; doch dabei läßt es der Moorbrenner nicht allein bewenden, sondern begiebt sich selbst in Holzschuhen auf den rauchenden Acker und befördert durch Gabeln oder andre Werkzeuge bald die Verbreitung des Feuers, bald aber unterdrückt er das zu helle Feuer durch Überschütten mit unverbrannten Schollen und sucht auf diese Weise ein sogenanntes Schmulen, ein Schwelen hervorzubringen, wobei viel Rauch, aber wenig Flamme entsteht. Die den Acker umgebenden, etwa anderthalb Fuß breiten Abzugsgräben gewähren den Vorteil, dem Feuer auf den Seiten Grenzen zu setzen; doch fliegt es mitunter, namentlich bei starkem Winde, über diese Hindernisse, ja selbst über Kanäle hinweg und verbreitet sich, zumal nach langer Dürre, so schnell, daß die Gemeinden aufgeboten werden müssen, um die Torfgräbereien und Wohnungen zu schützen. Gleichwohl aber erlischt das Feuer, da der untere Boden feucht ist, nach kurzer Zeit; die abgebrannten Flächen sind dann mit einer Lage gelblich-weißer Asche bedeckt.

Je trockner das Moor und die Witterung ist, desto besser gelingt die Arbeit des Brennens. Des Taues wegen kann aber doch selten vor neun oder zehn Uhr morgens das Feuer auf dem Moore angezündet werden, und aus derselben Ursache pflegt es um acht Uhr abends schon wieder zu erlöschen. Die Mittagsstunden liefern daher das rechte Schauspiel von brennendem und rauchendem Moor. Durch eine solche Verbrennung der obersten, ausgetrockneten Moorschicht entsteht der lästige, das Klima verschlechternde Haarrauch oder Höhenrauch, der selbst im fernen Mittel- und Süddeutschland noch bemerkbar ist. Entwickelt schon ein einzelnes Torfstück am Feuerherde wenig Flamme, dagegen viel Rauch und einen durchdringenden Geruch, welche gewaltige Masse von Rauch und welchen erstickenden Brandgeruch müssen dann die vielen Tausende von Torfstücken abgeben, die noch nicht ganz ausgetrocknet sind! Dazu kommt, daß Tausende von Äckern zu derselben Zeit brennen, da sie gewöhnlich gleichzeitig abgetrocknet sind, und weil eben jeder den günstigen Augenblick benutzen will. Endlich ist das Moorbrennen polizeilich meistens nur bis zum 1. Juni erlaubt, eine Frist, die bei nasser Witterung wohl bis Mitte oder gar Ende Juni verlängert wird; im Juli aber zu brennen würde zwecklos sein, da das nun noch gesäte Korn nicht mehr zur Reife kommen würde.

In der Umgebung der brennenden Moore ist die Menge des Rauchs so dicht und so groß, daß man sich davon kaum eine Vorstellung machen kann, wenn man sie eben nicht selbst an Ort und Stelle gesehen hat. Der Himmel und die Sonne, die wegen der Bläue des Dampfes eine seltsame, bräunlich-rötliche Färbung erhalten, sind kaum noch zu erkennen, und die Dunkelheit ist dabei oft so groß, daß auf dem Moore der eine Arbeiter den andern in



einer Entfernung von zwanzig Schritt nicht mehr sehen kann. Allerdings wirkt hier der Höhenrauch, weil er noch nicht abgekühlt ist, weniger unangenehm, als wenn er in die entferntern Gegenden kommt. Zum erklärenden Vergleich können wir den Cigarrendampf im Rauchzimmer eines Wirtshauses heranziehen: solange er nämlich warm ist, belästigt er den Raucher nicht gar zu sehr; würde sich der Raucher aber am folgenden Morgen wiederum in dasselbe Rauchzimmer begeben, so würde er es hier nicht mehr aushalten können, weil der Rauch durch die nächtliche Temperatur abgekühlt und deshalb bitter, übelriechend und ganz unerträglich geworden ist.

Wirbelnd steigt der Rauch in die Höhe und bildet anfangs ganz dunkle Wolken, die oft so begrenzt sind, als wären sie mit einer Schere von der übrigen Atmosphäre gleichsam abgeschnitten; doch da er immer in Bewegung und Ortsveränderung ist, so kommt er mit den Strömungen des ewig beweglichen Luftmeers in Berührung und geht mit dem Winde rasch auf Reisen und wird von diesem je nach der Stärke bald geschwinde bald langsamer fortgeführt, meistens in südlicher Richtung. Moorrauch ohne Wind erscheint ganz selten, und leicht erklärlich ist die eigenthümliche Beobachtung, daß auch bei sonst stiller Witterung fast jedesmal nachmittags, wenn Moor gebrannt wird, sich ein Wind erhebt; denn wie die Seewinde in den heißen Ländern periodisch dem Festlande zuwehen, um das durch die Hitze aufgehobne Gleichgewicht in der Atmosphäre wieder herzustellen, ebenso müssen auch beim Moorbrennen Winde aus kältern Gegenden dem brennenden Moore zugeführt werden, um das hier ebenfalls aufgehobne Gleichgewicht wieder herzustellen. Weil aber die Nordsee den erwähnten Moorbränden am nächsten liegt, so strömt auch die Luft am meisten von Norden zu; oft wird der nördliche Wind auch durch den Ostwind ersetzt, zumal im Beginn der Brennzeit, und zuweilen dreht sich der Wind, aus noch unbekannten Ursachen, aus Norden nach Osten. Zwar sind die Winde aus südlicher und westlicher Richtung nicht gänzlich ausgeschlossen; doch herrscht der Nordwind vor. \*) Daher haben denn auch die südlich liegenden Länder Deutschlands vom Moorrauch den häufigsten Besuch zu erwarten, während man auf den nordfriesischen Inseln, in dem durch seine Kiebitzeier berühmten Feverlande, in Butjadingen usw., also in Landstrichen, die in nächster Nähe der brennenden Moore liegen, von dem Höhenrauch kaum etwas bemerkt. Daß der vom Nordwinde entführte Rauch häufiger von einer entgegengesetzten Luftströmung zurückgebracht wird, beweisen die Nachrichten über den Moorrauch des Jahres 1863; in diesem Jahre war nämlich der Moorrauch aus den nördlichen Gegenden nach Belgien und Frankreich ge-

\*) Dies geht auch aus der Tabelle hervor, die der Oberpräsident von Vincke in Münster am Ende des Jahres 1821 drucken ließ, und worin der Wind- und Moorrauchstich dieses Jahres vom 14. Juni bis Ende dieses Monats an zwanzig Orten vermerkt ist; denn aus dieser Tabelle ergibt sich, daß in der ganzen Periode des Moorbrennens tagtäglich ein Nordwind geherrscht hat, überall, mit Ausnahme eines einzigen Ortes, Rheda, wo einmal ein westlicher Wind bemerkt worden sein soll.



trieben worden, hatte sich aber dann gewandt und nun die Richtung nach Ungarn und Siebenbürgen genommen.

Als eine Wirkung des Moorrauchs muß man es auch ansehen, daß man zu dieser Zeit fast keine Gewitter hat. Zwar lassen sich oft in den Tagen des Moorbrennens Gewitter in der Entfernung „sehen“ und kommen auch wohl im Moorgebiet zum Ausbruch, wenn mehrere Tage ohne Höhenrauch verstrichen sind; im allgemeinen hat aber der Volksmund recht, wenn er behauptet, daß der Moorrauch den Regen verbeißt. Nach dem Höhenrauch folgt eine dunkle, trübe und kalte Luft, die oft lange anhält, und durch die uns die angenehmsten Tage im Mai und Juni verdorben werden.

Der Zweck des Moorbrennens ist, in der Asche der obersten Moorschicht eine an Pflanzennährstoffen reiche Bodenkruume zu schaffen und so das Moor zum Buchweizenbau nutzbar zu machen. Wenn dieses nämlich abgebrannt ist, bleibt es vorläufig liegen, damit es sich völlig abkühle. Gegen Ende Mai, bei ungünstiger Witterung natürlich später, sät man Buchweizen in die Asche und schleift ihn mit einer umgekehrten Egge ein. Gar bald ist der Buchweizen, der, falls er nicht von den Nachtfrost des Junimonats zu leiden hatte, in kräftigem Stämme einen Meter und höher emporschießt, reif und kann gemäht werden; „in elf Wochen aus dem Sack und hinein,“ heißt es von ihm in einer alten Bauernregel. Die trockne, in Garben gelegte Frucht nun unter Dach zu bringen bedient man sich besondrer Wagen, deren etwa fünfzehn Centimeter breite Radreifen noch mit Stroh umflochten werden, um das Einsinken in den nassen, trügerischen Moorboden zu verhüten; denn aus leicht erklärlichen Gründen führt der Weg zu den bebauten Äckern fast immer nur durch unentwässertes, unkultiviertes Hochmoor. Den vor den Wagen gespannten Pferden oder Kühen aber werden Bricken, eine Art von hölzernen Hufen mit breiter Sohle, an die Füße gebunden; doch trotz solcher Vorsichtsmaßregeln kommt es oft genug vor, daß diese Zugtiere bis an den Leib in dem weichen Moore versinken. Zehn Jahre lang kann dieselbe Moorfläche in der geschilderten Weise gebrannt werden, bis ihr Alkaligehalt völlig erschöpft ist; dann läßt man sie vierzig bis fünfzig Jahre brach liegen und wählt andre Flächen für die Brandkultur aus.

Die beschriebne Brandkultur stellt die erste und roheste Periode der Moorkultur dar. Da sie, indem sie von der Witterung abhängt, nur zu oft alle Arbeit und Mühe vergeblich macht und deshalb die Moorbewohner in die traurigsten Daseinsverhältnisse bringt, so hat man in der sogenannten Zehnkultur einen Ersatz gesucht. Dieses holländische System, das am großartigsten in den östlichen Provinzen der Niederlande, in Groningen, Drenthe, Overijssel ausgebildet worden ist, besteht der Hauptsache nach darin, daß vom Flusse aus ein Kanal in das Moor hineingebaut wird, und daß von diesem Hauptkanal wieder Seitenkanäle, Wieken oder Inwieken, d. h. Einweichungen, Einkunkungen genannt, rechtwinklig abgezweigt werden. In diesen Kanalanlagen graben die Ansiedler die oberste, als Torf unbrauchbare Moorschicht ab, ge-



winnen aus den tiefern Schichten den Torf und verwandeln das Hoch= wie das abgetorfte Moor, indem sie dieses mit der aus den Kanälen ausgehobnen Sandmasse und mit dem aus den Emsmäfen herbeigehtolten Schlick (einer mit Meerwasser völlig gesättigten Kleierde) vermengen, in eine überraschend fruchtbare Ackerkrume, die jahraus jahrein glänzende Ernten bringt. Nicht bloß Buchweizen gedeiht auf dem so geschaffnen Boden ganz vorzüglich, sondern auch der Bau von Roggen, Hafer, Kohl, Kartoffeln und Hülsenfrüchten ist sehr lohnend; ja fast der Marsch nahe kommen der Körnerertrag und der Graswuchs. Vom Weißkohl (*Brassica oleracea*) habe ich verschiedentlich Stämme gemessen, die die beträchtliche Höhe von 2 bis 2,30 Metern erreichten. Wo früher große, öde, bloß mit Heide, Lachen und Tümpeln bedeckte Flächen Hochmoores waren, sind so durch den Fleiß und die Beharrlichkeit der Kolonisten reiche, behäbige Bauernsitze und große Dörfer und Gehöfte entstanden, die sich in einen ansprechenden Schmuck von schillernden Wiesen, Kornfeldern und Gehölzen zu kleiden verstanden haben. Das großartigste Beispiel einer solchen Moorcolonie ist Papenburg. Als wüster, unwirtlicher Sumpf, worin außer einer verödeten Burg keine Spur menschlicher Betriebsamkeit vorhanden war, wurde sie 1631 durch Kauf Eigentum des münsterischen Drostens des Emslandes, Diederich von Belen; dieser faßte, um zugleich den unerschöpflichen Vorrat an Torf ins Ausland senden zu können, den Plan, eine Colonie nach holländischem Kanalsystem anzulegen. „Wir wollen es versuchen, sagte der wackere Mann mit den Gefährten der Unternehmung, ob nicht durch menschlichen Fleiß und unsre Arbeit der bisher öde und wüßt gelegne Morast zu unserm eignen und andrer Leute Nutzen verwertet werden kann.“ Deshalb wurde ein Kanal bis an das alte Haus Papenburg gegraben und für dreitausend Thaler ein Siel erbaut, das dem Wasser den Ausgang in die Ems eröffnete. Die während der Wirren des Dreißigjährigen Kriegs angelegte Colonie zählte im Jahre 1661 schon fünfzehn Häuser. Hermann Matthias von Belen, der die Güter und das Drostenamts vom Vater erbte, ließ in Ost- und Westfriesland seine Einladungen und Anerbietungen für fleißige Hände verkünden (vergl. Kindlingers Handschriften, 35. Band); im Jahre 1674, als man den Kirchenbau begann, zählte die Colonie schon 34 Häuser, und um 1700 war die Häuserzahl bis 78 angewachsen. Im Jahre 1860 wurde sie zur Stadt mit drei Kirchen, ungefähr 800 Häusern und mehr als 7000 Einwohnern, die 1853 der von Belenschen Familie die Rechtsansprüche an das Fehn für 100000 Thaler hatten abkaufen können, und ist jetzt eine der ansehnlichsten Reedereiplätze der Provinz Hannover.

Das Wort „Haarrauch“ findet sich zuerst in einer im Grimmschen Wörterbuche herangezognen Verordnung des Fürsten Ernst August von Osnabrück vom 20. April 1720 (vergl. Möfers Osnabrücker Geschichte, 1. Teil, 2. Abtheilung): „Nachdem seit einigen Jahren wahrgenommen, daß in diesem unserm Fürstentum und Hochstifte sowohl als denen benachbarten Landen die Heiden- und Torfpfennen, um etwan Buchweizen darinnen zu säen oder sonst von



denen Unterthanen angezündet werden, und dann der davon hergekommene Gestank und sogenannte Haarrauch nicht allein sehr ungesund usw.“ Weil man in Ostfriesland und im Oldenburgischen keinen Haarrauch, wohl aber Moorrauch kennt, so scheint jenes Wort aus dem Emslande oder aus Westfalen zu stammen, wo man unter Haar eine Anhöhe versteht. So heißt es in Freiligraths Glaubensbekenntnis 19 (Zeitgedichte, Mainz, 1844) also:

D, schweift ich wieder, wo ein Bursch ich war,  
Auf meiner waldbewachsenen Haar —

Und in seinem westfälischen Sommerliede schreibt er:

Es singt ein Vöglein auf der Haar,  
Am Elbstrom und am Main —

Erhalten ist das Wort „Haar“ bekanntlich noch in dem Namen der hügligen Anhöhen, die sich im Süden der Ruhr hinziehen. „Da für Haarrauch auch die Benennung Höhenrauch gebräuchlich ist, heißt es in dem Grimmschen Wörterbuche, so wird nichts hindern anzunehmen, daß beide Wörter dem Sinne nach gleichwertig sind und Höhenrauch zu Haarrauch sich verhalte wie die hochdeutsche Übersetzung zu einer provinzialen Originalform, um so mehr, als das Phänomen des Höhenrauchs sich durch die Trübung der Höhen zuerst zu erkennen giebt.“ Auch Heir Rauch (vom althochdeutschen hei = dürr, trocken gebildet) wird diese Erscheinung genannt, namentlich in Bayern. Herauch oder Heerr Rauch dürfte wohl nur eine mundartliche Ablautung von Heir Rauch oder Haarrauch sein, da die Mundarten es ja lieben, die vollen Vokale zu verflüchtigen, eine Erscheinung, die besonders in Schwaben und in den Rheinlanden zu Tage tritt; oder es wurde Höhenrauch zu Heenrauch verflüchtigt und dann n dem r assimiliert, ein Vorgang, der durch viele Beispiele nachgewiesen werden kann; daß aber Heerr Rauch mit dem ags. har = grau, englisch hoar, z. B. in hoar-frost, zusammenhängt, erscheint mir unwahrscheinlich.

Der stärkste Höhenrauch muß wohl im Jahre 1783 aufgetreten sein, da von ihm in alten Schriften so viel Aufhebens gemacht wird. Er drang sogar bis Italien. Während einige ihn als Moorrauch bezeichneten, hielten andre ihn für vulkanischen Ursprungs, für das „Produkt eines unterirdischen, immer von neuem unterhaltenen Gärungs- und Kombustionsprozesses“ in Italien, und der „Deutsche Merkur“ bringt im Aprilstück des Jahres 1784 als Beweis für seine Behauptung die „Briefe des Herrn Michael Torcia in Neapel an den Herrn Professor Toaldo zu Padua von dem Höhenrauch des vergangenen Jahres zu Neapel und in Kalabrien,“ aus denen folgende Stelle wiedergegeben sei: „Unser diesjähriger [Nebel] hat gewiß zuerst seinen Ursprung in Kalabrien gehabt, wo er sich schon im Februar dieses Jahres, aber nur schwach, zeigte. Nach und nach vermehrte er sich so stark, daß man im Juni, als er die größte Höhe erreichte, in Neapel den Vesuv und andre hohe Gegenstände aus der Ferne nicht mehr erkennen konnte. Von nun an verbreitete er sich nach allen Seiten hin. Schiffe auf dem Adriatischen und Mittelländischen Meere konnten



die Küste nicht sehen, und dies gab zu vielen Unglücksfällen Anlaß. Man weiß, daß dieser Nebel nicht allein zu Gibraltar, in Morea, Konstantinopel, im Thrazischen Bosporus gesehen worden ist, sondern sich auch bis nach China und Formosa erstreckt hat. Selbst nach den Antillischen Inseln und in Amerika soll er bemerkt worden sein. Den Zeitungsnachrichten zufolge hat man ihn an der Themse, Seine und Weichsel beobachtet. Starke Erdererschütterungen, die sich bis nach Island erstreckten, waren damit verbunden. Kalabrien war indes das Zentrum von allen diesen Erscheinungen.“ Wir wollen uns nicht mit Michael Torcia über die Natur des Rauches aus dem Jahre 1783 streiten, aber es ist eine unumstößliche Thatsache, daß man über den Haarrauch lange, ja noch in unserm Jahrhundert, ganz verschiedner Meinung war. Weil man die Beobachtung gemacht hatte, daß sich einige Stunden vor den Gewittern oder auch wohl zwischen zwei Gewittern ein „Gewitterrauch“ namentlich auf den Höhen durch „elektrischen Phosphorgeruch“ bemerkbar mache, so suchte man deshalb auch den Haarrauch aus denselben Einflüssen zu erklären und sah ihn als ein „zersetztes Gewitter“ an. Nach Schön z. B. (in Kastner, Archiv für die gesamte Naturlehre, 1827, X, 4) ist bei der Bildung des Höhenrauchs nebst dem vorausgegangnen schnellen Temperaturwechsel die Luftelektrizität vorzüglich thätig; deshalb vertrete ein solcher Nebel solange die Stelle eines Gewitters, als er nicht entweder in Nieselregen aufgelöst oder durch starke Winde zerstreut werde. Auch Wiegmann (Archiv des nördlichen Apothekervereins XVIII, 2) sieht den Höhenrauch für die Folge eines elektrischen Prozesses an.

Uns erscheint dieses Bemühen der Gelehrten, dem Haarrauch in der Ferne sein wahres Vaterland streitig zu machen, ebenso vergeblich als lächerlich; daß man jedoch so lange über die wahre Natur im unklaren bleiben konnte, ist nur zu erklärlich. Damals waren die einzelnen Länder des Deutschen Reichs noch nicht wie heute durch Schienenwege einander nahe gerückt, und darum war die Kenntnis unbedeutender Gegenden vielfach ganz gering. Man wußte nichts von der ungeheuern Ausdehnung der Moore im nordwestlichen Deutschland, von denen allein die Bourtanger Moorbüste schon eine Länge von ungefähr fünfzehn Stunden und eine Breite von zwei bis drei Stunden hat. Wenn auch die Moorbrenner versicherten, daß der Haarrauch eine Folge des Moorbrennens sei, so schüttelte man doch ungläubig den Kopf; denn man konnte es sich nicht denken, daß das Brennen von Moorflächen eine so gewaltige und so weithin wirkende Masse von Rauch zu entwickeln vermöge.

Die Moorbrandkultur soll, wie man immer angegeben findet, der Pfarrer Bolenius zu Hilshausen bei Aurich in den Jahren 1707 bis 1712 eingeführt haben. Dies ist ein Irrtum. Eine noch ungedruckte Verordnung des Landdrosten im Emslande aus dem Jahre 1583 spricht über das Moorbrennen wie über eine uralte Gewohnheit und befiehlt zugleich, die zu brennenden Äcker mit den notwendigen Gräben zur Löschung des Feuers zu umziehen; würde aber die Macht des Feuers diese Schranke nicht achten und die nahen Esche und Dörfer



bedrohen, dann sollte die Nachbarschaft auf den Ruf der Brandglocke zur Dämpfung des Feuers herbeieilen. Eine ebenfalls noch ungedruckte Verordnung vom 24. Mai 1701 sagt, daß jährlich große Felder umgehackt und gebrannt würden, wobei die Schafrist und die Wildbahn große Beeinträchtigung erleide; darum werde bei 25 Goldgulden Strafe das Umhacken, Brennen und Besäen des Moores verboten, es sei denn, daß zuvor eine schriftliche Erlaubnis dazu eingeholt sei, die zugleich die Größe des zu brennenden Ackers genau angeben müsse.



## Unsre Volksmärchen in Afrika

Von Robert Petsch



aß rege Interesse, das man heute auch in weitem Kreise unsern Kolonien entgegenzubringen pflegt, hat zu einer größern Wertschätzung der Völkertunde überhaupt geführt, die aus unscheinbaren, dilettantischen Anfängen zum Range einer exakten Wissenschaft erhoben, durch staunenswert reiches Material gefördert und durch straffe methodische Zucht gestählt zu haben Adolf Bastians unsterbliches Verdienst bleibt. Gerade er hat vor allem auch dem Seelenleben der Naturvölker seine Aufmerksamkeit zugewandt und damit der Volkskunde, die ja gerade den Äußerungen gemeinsamen Gedankenlebens in Sitte und Brauch, Dichtung und Glaube nachgeht, den Weg geebnet. So wird denn auch bei den „wildem“ Stämmen heute eifrig nach Sagen und Märchen, Liedern und Rätseln geforscht und manche reiche Garbe in die Scheuern eingebracht. Etwas mehr treten die alten Kulturvölker der außereuropäischen Länder zurück, und gerade in Afrika, das jetzt aller Blicke auf sich zieht, wäre ein ungemein dankbares Forschungsgebiet, der berberische Nordwesten, vielleicht für immer brach liegen geblieben, und diese eigentümliche Kultur von arabischem Wesen so überschwemmt worden, daß eine spätere Aufdeckung unmöglich gewesen wäre, wenn sich nicht ein trefflicher jüngerer deutscher Gelehrter, der Leipziger Orientalist Hans Stumme mit gründlichen Vorkenntnissen und Liebe zur Sache an die Arbeit gemacht und mit gleich glücklicher Hand, wie sein französischer Vorgänger Basset, reiche Ernte gehalten hätte. Aus seinen Sammlungen hat er vor kurzer Frist eine neue Gabe den Orientalisten sowohl als den Märchenforschern beschert: seine „Märchen und Gedichte aus der Stadt Tripolis in Nordafrika.“\*)

\*) Leipzig, J. G. Hinrichs, 1898.